

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 9

Artikel: Walter Krebs
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rosenkranz.

Ein Mondnachtmärchen von S. Keller.

Es war eine jener hellen Vollmondnächte, die einen nicht schlafen lassen. Der Mond schaute groß und still in mein Zimmer hinein, und sein weißes, gespensterhaftes Licht umhüllte mich mit einer seltsamen Erregung. Da erinnerte ich mich plötzlich an die Worte einer alten Frau, die schon lange tot.

„Es gibt Vollmondnächte“, hatte sie mir einmal gesagt, „die das Herz mit Ruhe und Frieden füllen. Da schläft man sicher und tief im milden, silbernen Licht des guten himmlischen Wächters. Aber es gibt auch andere Mondnächte, Nächte, deren seltsame Helle Herz und Körper in banger Unruhe aufrütteln.“

Wenn du einst in einer solchen Nacht durch die alten Gassen unserer Stadt gehst, dann wirst du seltsame Dinge sehen. Diese weißen Stunden, die sich nicht oft wiederholen im Jahr, gehören den Liebenden, die im Leben nicht zusammen kommen konnten.“

Jene Worte der alten Frau und meine Unruhe trieben mich aus dem Bett, und leise schlich ich mich aus dem Hause. Durch stille, alte Gassen schritt ich langsam und sinnend. Die verschneite Stadt war in ein weißes Leichentuch gehüllt, und des Mondes Silberlicht machte alles noch weißer, noch unheimlicher.

Ich war in einer abseits gelegenen Gasse angelangt, wo alte, vornehme Patrizierhäuser stehen.

Vom Münster her hallen langsam zwölf schwere Schläge. Kaum ist der letzte Schlag verklungen, so öffnen sich zur gleichen Zeit die Türen zweier sich gegenüberliegenden Häuser, und heraus sehe ich zwei junge Menschen treten, angetan mit Kleidern, wie man sie vor hundert Jahren trug.

Der junge schlanke Mann geht auf das zierliche Mädchen zu, nimmt ihren Kopf in seine beiden Hände und küßt lang und still ihre großen traurigen Augen. Da kommt ein wunderbarer Glanz auf ihr weißes Gesicht. Hand in Hand schreiten sie langsam durch die silberne Nacht, schweigend; sie schreiten so, wie nur die Menschen schreiten können, die die Liebe führt.

So wandern sie zum Fluß hinunter; ich ihnen immer zur Seite, ohne daß sie mich gewahren. Mir ist, als sei ich körperlos geworden.

Plötzlich liegt ein wunderbarer Garten da, wo vorher nur Schnee und Steine lagen. Drin blühen Rosen, nichts als rote Rosen. Ihr betäubend starker Duft mischt sich in den Silberschleier, den der Mond der Erde webt und umhüllt alles mit einem bangen, süßen Glüd.

Die zwei Liebenden setzen sich auf eine Bank, sich eng umschlungen haltend. So bleiben sie lange, lange stumm und in Seligkeit versunken. Dann löst der Mann sich sanft vom Mädchen los und beginnt, Rosen zu pflücken, viele wundervolle Rosen und legt sie zu einem Kranz zusammen.

Das Mädchen aber fängt an zu singen, leise und traurig:

„Es waren zwei Königsfinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.“

Hastig schließt der Mann mit seinen Lippen ihren zuckenden Mund und legt den Kranz aus lauter roten Rosen auf ihre weichen braunen Haare. Die Rosen leuchten drin wie große schwere Blutstropfen.

Lang und schweigend sehen sich die zwei Liebenden selig in die Augen.

Ich aber sehe jetzt aus dem Rosenkranz viele blanke, harte Dornen blinken. Wie seltsam! Vorher waren die Rosen doch ganz dornenlos. Der Mann aber scheint sie nicht zu sehen, nicht zu fühlen, denn er preßt jetzt seinen heißen Mund fest auf Kranz und Haar und drückt die Dornen so ins weiße, zarte Fleisch der Liebsten. Und merkt es nicht. Sie aber sagt kein Wort. Ballt nur die feineren

Hände fest zusammen, um ihren Schmerz nicht zu verraten, und lächelt still und selig zu ihm auf.

Doch welch ein Wunder sehn nun meine Augen! Die Rosen, die auf ihrem Haupte leuchteten wie Blut so rot, werden heller, immer heller, und jetzt, jetzt schimmern sie wie frischgefallener Schnee so rein und weiß! —

Von den Türmen der Stadt tönt ein einziger dumpfer Schlag. Verschwunden ist das Zauberbild. Nur Schnee ringsum und kahle Zweige. Der Fluß rauscht wie immer sein uraltes Wanderlied.

Ich aber habe in dieser Märchenmacht ein Wunderbares sehen dürfen: wie aus roten Rosen weiße Rosen werden. Es ist der Schmerz, der aus der großen stillen Liebe kommt, dem dieses Wunder möglich ist.

Walter Krebs.

Zu allen Zeiten haben die Denker sich den Kopf zerbrochen über die Frage: Was ist Kunst? Ihrer Weisheit bester Schluß liegt ausgedrückt in dem Satze: Im Anfang war die Kunst. Weiter als zu dieser Erkenntnis ist die Menschheit noch nicht vorgezogen. Sicher gab es und gibt es immer wieder Gottbegnadete, deren Blick weiter hinter die Dinge geht, als der Durchschnittsmensch dies für möglich und wahr hält. Sie deuten alle menschlichen Beziehungen als urbedingt, als mit dem Kosmos verbunden. Dem Intellekt aber bleibt ihre Sprache fremd. Der ahnt bloß gelegentlich diese Zusammenhänge. Im Künstlerleben steckt spürbar ein Stück Mythos.

Man weiß heute: wenn ein junger Mensch den gesicherten Weg seines ihm von Eltern und Gesellschaft angetretenen und zubereiteten Nährberufes plötzlich verläßt und die einsamen und dornigen Pfade des Künstlerlebens zu wandern beginnt, so liegt nicht immer jugendliche Unbeherrschtheit, Abenteuerlust und Flucht vor den Realitäten des Lebens vor. Es gibt Fälle der Berufung. Ob der Ruf aus größerer oder geringerer Tiefe des Seins herauf ertönt, entscheidet dann über Kraft und Wirken des Berufenen.

Ob Walter Krebs ein Berufener ist, das wagen wir nicht zu beurteilen. Es hängt der Erfolg des echten Künstlers zum Glück auch nicht von dem Urteil des Kritikers ab. Wichtiger ist, daß der Künstler selbst an seine Berufung



Walter Krebs.

glaubt und sich diesem Glauben ganz hingibt. Denn im Begriff und Wesen des Künstlers liegt es, daß er seine Kunst erarbeiten muß. An seinem Werke wird man ihn

erkennen. Das gilt auch für Walter Krebs. Die Bilder, die er in Bern vor kurzem ausstellte, sind noch nicht Erfüllung, sondern bloß Verheißung. Sie zeigen eine ganz ursprüngliche Begabung für die Landschaftsdarstellung und

Ungnade aber nicht stark anzufechten; er redete unbefangen, manchmal geradewegs feß, drauflos und hielt den Blicken stand, ohne mit einer Wimper zu zuden. „Ich sage nicht



Walter Krebs: Im Schwefelberg.



Walter Krebs: Winter im Gantrifftgebiet.

eine nicht gewöhnliche Befähigung zur künstlerischen Abstraktion. Walter Krebs versteht es, der Landschaft eine Seele zu geben, ohne die Natur zu vergewaltigen, ohne abstoßende eigenwillige Züge hineinzubringen. Auch zeigen sie einen erstaunlich sicheren koloristischen Geschmack. Man merkt, daß er die Palette intuitiv handhabt auf Grundlage eines guten handwerklichen Könnens. Aber gerade dieses Herkommen aus dem Malerhandwerk schließt für ihn die Gefahr der Schablone und des Rezeptes ein: man weiß, wie es gemacht wird und darum kann man es auch.

Wir möchten dem jungen Künstler, der erst am Anfang seiner Entwicklung steht, kein Horoskop seines Künstlertums stellen. Wie gesagt: In seiner Brust sind seines Schicksals Sterne.

Wenn uns nicht die ersten Eindrücke täuschen, so weiß Walter Krebs, was er will. Heute noch flieht er die Welt, vergräbt er sich droben im Winterschnee des Schwefelbergbades, um sich selbst zu finden. Er bemüht sich aber auch, so schwere Hemmnisse sein Gehörübel ihm in den Weg legt, mit dem Leben, und soweit es von den Menschen bestimmt wird, in Beziehung zu bleiben. Er weiß, daß ein Künstlertum ohne diese feste Verwurzelung im Menschlichen Bedingten nur halbes Künstlertum ist.

Walter Krebs führt heute noch ein künstlerisches Doppelleben. Er malt Bilder für sich und Bilder für andere. Die einen für das seelische, die andern für das körperliche Dasein. Da hingen in seiner Berner Ausstellung merkwürdige Phantastien in noch recht unbeholfenen Darstellungsformen: aus Gebirgen emporgewachsene, in die Erde versinkende Köpfe und Gestalten. Daneben sah man korrekte Landschaften mit individuellem Gepräge. Er sucht eine Synthese für sein Doppelleben. Wir wünschen ihm, daß er sie in der Richtung seiner befehlten, in räumlicher und koloristischer Hinsicht gut geschauten und gut auf die Leinwand gebrachten Landschaften finden möge. H. B.

Die Austreibung des Vaters.

Von Jakob Wiedmer.

I.

In der Hinterstube des „Bären“ zu Weidwyl war Gemeinderatsitzung; es galt, ein höchst mißliebiges und mißliches Geschäft abzutun, und dementsprechend machten die Mitglieder der hohen Obrigkeit strenge Gesichter gegen einen jüngeren Menschen, der etwas abseits saß. Den schien solche

das mindeste dawider, daß unser Vater ein rechtschaffener und braver Mann war in seinen guten Jahren. Aber jetzt? Hat er nicht Dummheiten gemacht eine über die andere und sich übertölpeln lassen von Tuden und Christen, daß wir sozusagen von vorne anfangen müssen? Und wurde er nicht noch heiratssturm, als er bald sechzig war? Mit Müß und Not haben wir ihm davor sein können! Und seitdem ist der ewige Zank zwischen ihm und meiner Frau, weil er glaubt, sie habe seiner Narretei den Kiegel gestoßen. Kommt doch einmal und seht selber, wie das Tag für Tag ein Dabeisein ist mit ihm! Und bei jedem Atemzug giftelt er, man habe ihm mit List und Ränken das Heft aus den Händen gedreht. Ihr wißt aber sehr wohl, ihr Herren vom Gemeinderat, daß es höchste Zeit war, daß ich das Heimtli auf meinen Namen übernahm, wenn nicht alles bachab gehen und der Vater noch auf die Gemeinde kommen sollte. Und“ — hier hob der junge Mensch eindringlich die Stimme — „ihr alle wißt übrigens auch gerade so gut wie ich, daß der Vater nicht mehr ganz recht im Kopf ist. Wir können ihn einfach nicht mehr bei uns behalten; der Streit vom Morgen bis zum Abend verleidet einem nicht nur die strenge Arbeit, er verleidet einem sogar das Leben. Wir haben sonst schon hart genug zu sorgen und zu schaffen und können das andere nicht auch noch länger brauchen —“

Trotzdem zehn Mann da unter der Lampe beisammen saßen, war es nun ein Weilchen so stille, daß man eine Brummfliege am Fenster summen hörte. Rauchwolken stiegen aus den Stumpen auf und zerflossen in dem Nebel, der lachte das Licht umwogte. Endlich wiegte der Präsident sein großes, rothaariges Haupt, strich den buschigen Schnurrbart und sagte: „Hm!“ Aller Blicke wandten sich ihm zu, doch erst nach einer weiteren geraumen Pause fuhr er fort: „Hm! Mit dem langen Reden kommen wir nicht vom Fleck, meine ich. Was denkst du dir denn, was geschehen soll, kurz und bündig?“ Die kühlen grauen Augen des Oberhauptes musterten streng den jungen Mann. Der erhob ein wenig beide Hände und ließ sie in Verlegenheit wieder senken; sichtlich wollte ihm das, was nun kommen mußte, nicht mehr so leicht von der Zunge. „— wie ich schon dem einen und andern von euch unter vier Augen sagte — hm — es wird eben nichts anderes übrig bleiben, als daß man ihn in die Anstalt tut. Es ist ja schwer genug für uns, das sagen zu müssen, und etwas wollen wir ja auch ans Kostgeld beitragen. Aber einen andern Ausweg